



July.

VII.

J u l i ,

der Heu-, Reif-, oder Beutigungsmond.

*

Seh' ich die lust'gen Auen rings umher,
 Die Felder von den goldnen Früchten schwer,
 Die hohe Saat voll frischer Frühlingsfarben,
 Die gute Erde bald bedeckt mit Garben —
 Da scheint sie mir ein heil'ger Weih'altar
 Inmitten ihrer Blumenschaar;
 Der Mensch dünkt dann ihr Priester mir,
 Gott lobzusingen dort und hier!

In diesem Monate bringt der hohe Stand der Sonne die meiste Hitze im Jahre. Die Natur, unerschöpflich, jede Jahreszeit angenehm zu machen, gibt dem Menschen nun viele erfrischende Gaben. Himbeeren, Weichseln und Birnen reifen in der ersten, Aprikosen, Pflaumen und Melonen in der anderen Hälfte dieses Monats. Die Erde hält offene Tafel und Alles legt sich an der Menge ihrer köstlichen Früchte. Für den Landmann beginnt die Erntezeit; die lieblichen Nelken blühen und duften; den Flüssen und Bächen mangelt es oft an Wasser; das Aehrenmeer schwindet allmählig auf den Feldern; der Flachs auf den Gebirgen blühet im schönsten Blau, und früher noch reift der Bergkollun-

der. Der Städter seufzt oft über die brennende Hitze und flieht, wenn er kann, in das Freie. — Mit allem Recht nennt man diesen Monat den Zeitigungsmond. Am 23. beginnen die Hundstage, wie man die heißesten Tage des Jahres benennt; Alles wimmelt dann von Insekten. Nur in den Morgen- und kühleren Abendstunden findet man im Freien Erholung. Die Uferschwalbe scheidet schon von uns, und die Sonne ist seit dem 23. Juni, wenn gleich kaum merkbar, auf ihrem Rückwege. Sie geht am 1. Juli um 4 Uhr 5 Minuten Morgens auf, und um 7 Uhr 55 Minuten Abends unter; am letzten Juli ist der Tag beinahe um eine Stunde schon kürzer.

Natur! du bist so warm und mild,
 Mit Lebenskräften überfüllt!
 Du bist so hehr, so groß und mild,
 Wahrhaft der Gottheit Ebenbild!
 Wer dich im Geist umfassen kann,
 Der ist ein frommer, weiser Mann.

Die beiden Jugendfreunde,
oder:
Fischer und Hirte.

Skizze aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges, nach H. Schöffe.



1.

Un einem tiefen Thale und hohen Felsen liegt im schweizerischen Kanton Waat, ein altes kleines, doch wohlgebautes Städtlein La Sarraz genannt. Hier lebt ein gutmüthiges, frohes Völkchen. Und ist es nicht durch seine Reichthümer, durch seine Wissenschaften oder Trauben berühmt, so ist es doch durch die Treue und Freundschaft unter sich und den Nachbarn sehr schätzbar gewesen. Einen Beweis davon gaben zwei kleine Knaben Eugny und Olivier.

Eugny war der jüngste Sohn eines armen alten Mannes, der unweit dem Städtchen in einer Bauernhütte unter seinem Strohdache recht vergnügt lebte. In Eugnys Hause herrschte jederzeit die beste Ordnung, die größte Eintracht, die strengste Arbeitsamkeit, die höchste Sauberkeit; selbst der Jüngste mußte durch seinen Fleiß Geld verdienen und zur Bestreitung häuslicher Bedürfnisse beitragen helfen.

Dieser jüngste Sohn war ein lieber fleißiger Knabe, welcher die Gabe besaß, sich Jedem angenehm zu machen. Der Schullehrer hielt viel auf ihn; denn Keiner seiner Schüler schrieb solch eine zierliche Hand, las mit so lebendigem Ausdruck und rechnete so fertig. „Der sollte Pfar-

rer werden!“ sagte er oft zum alten Cugny; dieser aber zuckte die Achseln und versetzte: „Ihn studieren lassen, können wir armen Leute nicht.“

Der kleine Cugny mußte also fort die Ziegen hüten. Das that er nun auch, und hätte es wohl besser thun können, wenn ihm das Amt nicht zu langweilig gewesen wäre. Er legte indessen so viele Anmuth und Kurzweil hinein, als er konnte.

Lange Zeit, zum Beispiele, betrachtete er sich als einen Mentor und seine Herde als Zuhörer. Da hielt er derselben die rührendsten Predigten von der Welt; aber an diesen Heiden war Hopfen und Malz verloren, und Keiner seiner Zuhörer bekehrte sich. Vielmehr je eifriger der kleine Redner gegen die Laster der Zeit donnerte, gegen Betrug, Diebstahl und Straßenraub, desto ärger trieben es die Ziegen, besonders wenn er, ihre Frömmigkeit und die Wirkung seines Wortes zu prüfen, einmal die Gemeinde zu nahe an einen Kraut- oder Blumen-garten vorbeiführte. Sie durchbrachen in ihrer heidnischen Blindheit die Häge und Zäune, und plünderten das fremde Eigenthum rein aus.

Als um dieselbe Zeit ein Vetter ins Land zurückkam, der sich im Kriegsdienste bis zum Feldwebel emporgeschwungen hatte, änderte sich Alles; denn der alte Schnurbart brachte den Winter in Cugny's Hause zu, und erzählte jeden Abend von seinen und des Marschalls Guébriant Heldenthaten, unter dessen Fahne er gefochten. Der Kriegsmann erzählte so lebendig, daß man die Schlachtfelder, die Heere, die Helden vor Augen sah und den Donner des Geschüßes sehr deutlich hörte; er zeichnete die Schlachtordnungen auf den Tisch, und schwor und fluchte dazwischen, daß allen Menschen angst und bange ward.

Keiner im Hause horchte aufmerksamer als der junge Eugny, dem kein Wort, keine Schlachtordnung, kein Name dem Gedächtnisse ent schlüpfte. So bald das Frühjahr kam, und er wieder zum Ziegenhirten ernannt ward, nahm er seine Ernennung als Feldhauptmanns-Installation und erhob auf der Stelle seinen Hund zum General-Adjutanten. So zog er aus; immerdar siegreich. Er eroberte viele Thäler, Hügel und Wälder, und hatte beinahe, wie Wallenstein, Lust, die Eroberungen, wie sein Eigenthum zu behandeln und sich zum Herzoge von La Sarraz zu machen.

2.

Eugny war bis jetzt bei seinem Hirtengeschäfte immer sich selbst überlassen. Er hatte keinen Freund, dem er sein Herz aufschließen oder seine Gedanken mittheilen konnte. Die Gegend, in welcher er seine Herde hütete, war auch so einsam, daß Tage vergingen, ohne daß ihm ein menschliches Angesicht begegnete. — Nur der dreizehnjährige Sohn eines reicheren Stadtbewohners kam öfters in die Nähe der Weiden, auf welchen Eugny seine Herde hütete, um aus dem vorbeisießenden Bache Fische zu fangen. Sein Vater hatte ihm Fischzeug gekauft und der kleine Olivier war äußerst geschickt in dem Fange mit Angel und Netzen. Seine beiden Schwestern begleiteten ihn öfters und freuten sich des reichen Fanges, mit welchem sie den älterlichen Abendtisch zierten.

Ein schattiger Baum schützte den Knaben vor der brennenden Sonnenhitze, und seine gute Schwester Marie an der Seite warf gleich ihm die Angel aus, während die kleine Emilie sich mit den gefangenen Fi-

schen beschäftigte und leider zu oft das Stillschweigen unterbrach, welche erste Bedingung zum glücklichen Fange ist.

Eugny beobachtete oft in der Ferne diese schöne Gruppe. Olivier interessirte ihn sehr, und er hätte für sein Leben gern dessen Bekanntschaft gewünscht. Eine ganz eigene Gelegenheit sollte seinen Wunsch, dem kleinen Fischer näher zu kommen, in Erfüllung bringen.

Eines Tages nämlich, da er unweit dem Städtchen beim Steinbruch auf einem Marmorblocke saß, und, während seine Armee campirte, auf Belagerung und Eroberung des schroffen Felsens sann, an welchem einige Ziegen schon recognoscirend emporklettern, vernahm er auf der Felshöhe Geschrei von einem Knaben, der um Hilfe rief.

Als bald war beschloffen, die Festung mit Sturm zu nehmen, und den Gefangenen zu befreien. Der General-Adjutant vereinigte bellend die ganze gehörnte Kriegsmacht; der Felsen ward seitwärts erstiegen, erobert, und dem Rufenden Hilfe gebracht.

Olivier war es, der nach seinem Fischfange die Schwestern mit der Beute nach Hause gesendet und die Felswand erstiegen hatte; des Kletterns ungewohnt, hatte er sich auf dem Berge verirret. Um wieder herabzukommen, war er zwischen den Felsen und Klippen niedergestiegen, bis er vor sich einen schauerlichen Abgrund erblickte und nicht mehr weiter konnte.

Der kleine haarfüßige Feldmarschall nahm sich seiner dienstfertig an; zog ihn über die Klippen zurück; zeigte ihm durch sein Vorschreiten, wo er festen Fuß fassen konnte; brachte ihn glücklich auf die Bergebene und von da auch wohlbehalten ins Thal hinab. Der gerettete Fischer wußte

nicht, was er seinem Erblser alles Schöne aus Dankbarkeit sagen sollte, und so war unter den jungen Leuten die Freundschaft bald gemacht.

Cugny erzählte von seinen Schlachten, Siegen und Eroberungen; dem kleinen Olivier war das schon recht. Er verzichtete nun auf das Vergnügen des oft etwas langweiligen Fischfanges und nahm sofort eine Stelle bei der Armee an, die Cugny sogleich in zwei Hälften theilte. Er behielt den Oberbefehl über die Eine, Olivier ward der Andern Anführer, als Cugnys Gegner. Dieser, ein lebhafter Knabe, hatte für das Kriegführen und Soldatenwesen nicht minder Neigung als der Hirtenjunge. Beide, obwohl sie bei ihren Heeren als Feinde gegen einander standen, schlossen dabei unvermerkt die allerinnigste Freundschaft. Und so verstrichen unter Krieg und Friede, Zank und Versöhnung wohl zwei Jahre heinabe; schon floh von dem dritten der Sommer und Herbst, und bald sollte der Winter die Feldzüge auf immer enden.

3.

Ehe aber noch der Winter kam, setzte sich Olivier eines Tages zu Cugny und sagte mit wichtiger Miene: „Vor zwei Jahren haben wir mit Ziegen Krieg geführt; nun aber wird's Ernst! Denknur, Cugny! mein Vater hat diesen Morgen einen Brief von meinem Oheim, dem Obersten bei der kaiserlichen Armee bekommen, und die Zusage, wenn ich im Frühlinge zur Armee komme, soll ich angestellt werden als Cornet. Ich bin, im Frühlinge, sechzehn Jahre alt, und mein Vater will mich nicht länger in La Sarras lassen; er meint, hier würde aus mir nichts als ein Geishirt. Freust du dich nicht?“

„Worüber denn?“ sagte Eugny und hing das Köpfchen.

Olivier. Ei! daß ich Soldat, daß ich Cornet, dann Lieutenant werde. Es ist Krieg. Ich bring' es da zum Hauptmann, und Oberstwachmeister. Du sollst von mir hören! — ja, hören sollst du Wunderdinge von mir!

Eugny. Nun ja, Olivier! das glaub' ich. Es freuet mich, ob schon ich bitterlich weinen möchte. Denn bist du fort, so bin ich ganz verlassen. Wen hab ich dann, wenn du, lieber Freund mir fehlst?

Olivier. Sey ruhig, Eugny! und weine nicht! In ein Paar Jahren komme ich wieder zum Besuch nach La Sarraz. Da sollst du deinen Augen nicht trauen, wenn du mich siehst — einen Knebelbart — ein Schlachtschwert — hier eine Narbe — da eine Narbe! — Du wirst mich kaum kennen!

Eugny. Das glaub' ich. Und du mich noch weniger! — Was fragt denn der stolze Kriegsmann nach dem armen Ziegenhirten? — ich weiß das wohl.

Olivier. Pfui! das ist schlecht von dir gesprochen! Sieh, lieber Freund! und wenn ich Feldmarschall wäre und käme nach La Sarraz, meine erste Frage wäre nach dir, und ich würde dich küssen, wie ich dich jetzt im Arme halte. Das schwör' ich dir! da hast du meine Hand darauf. Hier hast du mein Taschenmesser mit der Perlmutterchale zum Pfand darauf. Nimm hin! nimm es zum Andenken.

Eugny. Weißt du, Freunde sollen sich keine Messer schenken. Man sagt, das zerschneide die Freundschaft; aber ich glaube es nicht; ich nehm' es und wenn du mich einst nicht mehr kennen willst, halt' ich es dir vor die Augen und sage: Olivier! unsere Freundschaft ist zerschnitten.

Olivier. Dann wäre ich werth, das Messer im Herzen zu haben. Nun aber, freue dich mit mir! denke, ich hab auch schon Pläne für dich gemacht.

Eugny. Sag' doch!

Olivier. Wenn ich nach einigen Jahren Hauptmann oder noch mehr bin, und nach La Sarraz komme, nehme ich dich mit zur Armee.

Eugny. Nein! ich will lieber im Frühjahr mit dir gehen und Soldat werden, Infanterist, Reiter, was es ist. Du wirst durch das Glück Cornet, ich aber will tapfer seyn und durch meine Kriegsthaten Lieutenant werden. Verlass' dich darauf! ich will.

Olivier. Das geht nicht. Du bist erst fünfzehn Jahre alt, und viel zu jung. Du kannst die Muskete noch nicht tragen.

Eugny. Aber die Trommel! und ich weiß mit den Pferden umzugehen. Ich kann Troßbube werden.

Olivier. Das geht nicht. Als Bube beim Troß kommst du nie in die Schlacht, kannst dich nirgends hervorthun. Wart' lieber, bis ich zum Besuche nach La Sarraz komme und dich mitnehme. Dann stell' ich dich gleich als Feldweibel an; — du kannst schön schreiben, gut rechnen. Ich will dich schön gebrauchen und dem Obersten empfehlen. Sey ohne Sorgen!

Da fing Eugny bitterlich zu weinen an, und Olivier hatte genug zu trösten. Eugny schwor: er wolle nicht länger Geißhirte bleiben, sondern im Frühjahr mit in den Krieg gehen.

4.

Die Sache kam anders, als beide Freunde berechnet hatten. Eugny ward trauriger und nachdenkender von Tag zu Tage. Oli-

viers Zuspruch heiterte den armen Jungen nur vorübergehend auf. Zudem starb sein alter Vater. Eugny beweinte seinen Tod mit den kindlichsten Thränen. Er stand nun ganz allein und verlassen in der Welt da. Der Mann, in dessen Dienste er die Ziegen hütete, war ganz herzlos. Eugny hatte Niemand, als sein Herz, seinen Freund Olivier und den lieben Gott, der Vater der Waisen ist.

Eines Tages saß er am Abhang eines Hügels in Träumereien verloren; seine Herde weidete um ihn her; der Herbststurm wirbelte im abgefallenen Laub des Waldes; da hörte er jählings seinen Hund gewaltig bellen. Eugny sah nicht einmal darnach um. Der Hund sprang bellend herbei und wieder davon und wieder zurück. Eugny ward endlich aufmerksam, stand auf und ging einige Schritte vorwärts. Da erblickte er in der Tiefe vor der Schlucht eines Waldberges eine seiner Ziegen von einem Wolfe überfallen, der das arme Thier zerriß und verschlang.

Hastig griff Eugny nach seinem Stock und sprang von seinem Hunde begleitet, den Hügel herab, dem Räuber entgegen. Der Wolf entfloh; aber die Ziege war todt und zerfleischt. Mit Entsetzen stand der junge Hirt da; doch faßte er sie bald; er bedeckte das getödtete Thier mit dürrem Laub, Reisern und Steinen; ging wieder zu seiner Herde und trieb sie zur gewohnten Zeit heim; dann aber legte er seine Sonntagskleider an, machte aus dem Westen, was er hatte, seinen Bündel und wanderte, dem Jähzorn seines Herrn zu entkommen — davon.

Als dieser die Ziege vermifste, war Eugny schon längst über alle Berge. Olivier, zu dem die Kunde von seines Freundes Flucht

kam, war darüber untröstlich, und seine Thränen wurden von seinen Aeltern umsonst verlacht oder gescholten.

Nach einigen Tagen empfing Olivier durch einen Bauer von Romainmotier einen Brief. Eugny schrieb ihm das Schicksal der vom Wolfe zerrissenen Ziege; dann, daß er theils aus Furcht vor der Strafe, theils aus Ekel gegen das Hirtenleben, davon gelaufen sey, um sein besseres Glück zu suchen.

„Fürchte dich nicht,“ schrieb Eugny, „ich werde nicht verhungern. Ich habe arbeiten gelernt. Dein Messer hab' ich mit mir genommen. Ich will es Zeitlebens aufbewahren. Es erinnert mich immer an dich. Ich kann es noch nicht ohne Thränen sehen. Vielleicht finden wir uns im Kriege irgendwo wieder.“

Olivier sprang närrisch vor Freude umher, las Jedermann seines Eugny's Brief vor, und drückte ihn oft an das Herz. — Sehr zerstreute es ihn über seinen Verlust, daß nach einigen Monaten schon die Vorbereitungen zu seiner Abreise getroffen werden mußten. Es wurden Abschiedsbefuche in Romainmotier, in Vevey, in Nyon bei Verwandten und Freunden des väterlichen Hauses gemacht. Man rüstete das Gepäck, und mit Ostern ging es nach Deutschland zur kaiserlichen Armee.

5.

Der junge Olivier, auf dessen Geist die Reise einen wirksamen bildenden Einfluß nahm, fand seinen Oheim erst in Wien, und dieser nahm ihn mit sich ins Ungarische Lager bei Preßburg. Hier fochten die Kaiserlichen unter dem Feldmarschall Gótz gegen Ra-

goczy von Siebenbürgen, der das halbe Ungarn in Aufstand gebracht und sich mit den Schweden, die der tapfere Torstensohn anführte, vereinigt hatte. Es gab rauhe Tage, blutige Köpfe. Olivier war in die rechte Kriegsschule gekommen.

Der Oheim hatte wohl Anfangs etwas Mitleid mit dem Jünglinge; aber schon nach dem ersten Vierteljahre ließ er ihn ohne weiters, wie er es nannte, „Pulver riechen“; und nach dem ersten Feldzuge wurde Olivier wirklich als Lieutenant angestellt; denn er hatte sich als Cornet bei verschiedenen Gelegenheiten so brav, oft verwegen, betragen, daß er die Freude aller Soldaten geworden. Anfangs nannten sie ihn nur das Milchgesicht, hintennach aber den kleinen Teufel.

Ich möchte hier gar nicht die bunte und wilde Kriegsgeschichte des jungen Olivier beschreiben, wie er bald in Böhmen, bald in Schlessien, bald in Bayern übel haufen half. Das muß man indeß sagen, der junge Schweizer betrug sich mit altritterlichem Sinn überall; im Lager züchtig, mäßig, nüchtern; im Gefechte fröhlich und unerschrocken; streng gegen seine Untergebenen, viel strenger noch gegen sich selbst, gegen seine Obern voll blinden Gehorsams.

Dies half ihm im Dienste empor. Er ward in den Hauptstab des Feldherrn gezogen und blieb auch nach dem dreißigjährigen Kriege im kaiserlichen Heere angestellt. Unter dem Grafen von Haxfeld machte er den Feldzug in Pohlen gegen die Schweden mit, und hier führte er schon als Hauptmann ein Geschwader schwerer Reiterei an. Mit allen seinen Kriegsgefährten lebte er in bester Eintracht. Jeder hielt den jungen geistvollen Mann hoch.

6.

Es vergingen Jahre in so voller Thätigkeit, daß Olivier der glücklichen Kindheit, des Fischfanges an dem Flüsschen seiner Heimath und der kleinen Feldzüge mit seinem Eugny, wohl nimmer dachte. Da rief ihn ein Schreiben seiner Aeltern nach La Sarr az, seiner Heimath, zurück. Seine Schwester Marie sollte mit einem Offizier vermählt werden, über welchen weder seine Aeltern noch seine Schwester Näheres meldeten, als, „daß er in ihm einen lieben Freund und Kameraden finden werde.“

Olivier, auf der letzten Poststation vor La Sarr az angekommen, findet seine Mutter und Schwester in Begleitung eines Offiziers vor dem Posthause. Sie waren ihm die zwei Meilen entgegengefahren. Nachdem er seine Mutter feurig umarmt, seine Schwester geküßt hatte, stellt sich ihm der Bräutigam Mariens vor. „Himmel! Eugny!“ rief Olivier aus. „Ja! ich bin es,“ sagte dieser.

Die entzückten jungen Männer umarmten sich mit einer Innigkeit, als wollten sie auf immer zusammenwachsen. Ihre Lippen riefen nur gegenseitig ihre Namen, oder hingen an einander, als möchte Jeder die Seele des Andern in sich saugen.

7.

Erst, wie sie in der natürlichen Heimath mit den Bechern in der Hand bei Tische, einander gegenüber saßen, betrachteten sie sich mit zärtlichem Gefallen ruhiger. Da war nun unter den beiden Jugendgepielen des Fragens viel her und hin. Einer bewunderte den Andern, wie er so gewachsen, so männlich schön geworden. Nun wollte Jeder

wissen, wie alt der Andere sey. Es war leicht zu berechnen; denn es waren zehn volle Jahre, seit sie sich an dem Bache beim Fischfange, und dann das letzte Mahl am Steinbruche bei La Sarraz gesehen. Olivier mußte haarklein alle seine Abenteuer berichten. — Ach, welche großes Interesse haben die Erinnerungen an die Jahre der Kindheit und Jugend! —

Endlich erzählte auch Eugny, der bis jetzt nur immer fragen und hören wollte, seine Schicksale, wie sie hier folgen:

„Du weißt, Olivier! wie ich La Sarraz aus Furcht vor meinem grausamen Herrn verließ. Unterwegs, ich wußte selbst nicht, wohin ich wollte, war ich seelenvergnügt und unbekümmert um mein Schicksal. Ich war ja ein starker Bursche; man sah mir meine vierzehn Jahre kaum an. Arbeiten hatte ich gelernt und alle Wetter ertragen. An Leckerbissen war ich nicht gewohnt. Was brauchte ich viel, ich konnte mich durchschlagen. So war ich mit meinen paar Pfennigen reich.“

„Als ich mich — denn ich lief die ganze Nacht hindurch — im Mondschein hinsetzte, mein Brod zu verzehren, und ich dein Andenken, dein Messer, hervorzog, um das Brod zu schneiden, da weinte ich bitterlich. Denn nun erst warst du mir gegenwärtig; nun erst fühlte ich, was du mir warst, und was ich verloren und verlassen hatte.“

Bei diesen Worten zog Eugny das Taschenmesser mit der Perlmuttertschale hervor, hielt es seinem Freunde vor und sagte mit Rührung: „Siehst du, Olivier! — es lebt noch!“ Olivier sprang auf und küßte den Freund.

Eugny erzählte weiter: „Nun höre, als ich da saß und weinte, dachte ich, wie du nun als ein vornehmer junger Herr zur Armee gin-

gest, da sogleich Lieutenant wurdest; ich nur Troßjunge werden, höchstens zum Stallknecht oder gemeinen Soldaten vorrücken könnte. Das schmerzte mich. Ich machte allerlei Pläne: reich zu werden, Geld zu verdienen, und mich dann wohlgekleidet bei einem General zu melden. Ich träumte allerlei, und aus den Träumen ward zuletzt doch Etwas.“

„Ich kam nach Pontarlier. Hier nahm mich ein angesehenener Mann in seinen Dienst. Weil ich ihm gefiel, zog er mich aus dem Stall und vom Holzspalten nach wenigen Wochen in sein Wohnzimmer. Da, besser gekleidet, spielte ich erst seinen Aufwärter, und als er zufällig meine Handschrift bemerkte, machte er mich ohne weiters zu seinem Schreiber und Rechner. Ich empfing ein schönes Wochengeld. Frau und Kinder meines Herrn hatten mich lieb. Ich hätte sehr glücklich seyn können, und doch war ich es nicht. Die Thaten des großen Condé ließen mich nicht schlafen. Man erzählte in Pontarlier nur von seinen Siegen am Rhein. Ich las mit Begier alle Zeitungen, alle Flugblätter, Geschichtsbücher, alt und neu. Mein Herr hatte deren viele.“

„Früher als ich es beschlossen hatte, führte mich das Schicksal zur Armee. Ein Schlagfluß raubte meinem guten Herrn im Frühlinge 1645 das Leben. Die Witwe verabschiedete mich mit einem ansehnlichen Geschenk. — Nun schrieb ich meinen Geschwistern noch einmal, erzählte ihnen meine Glücksgeschichten, um sie zu beruhigen; bath sie noch einmal wegen meiner Flucht um Verzeihung; sandte meinem früheren Herrn, dem Hirten, eine reichliche Entschädigung für die vom Wolfe zerrissene Ziege, und faßte nun den festen Entschluß: im Kriege mein Heil zu versuchen.“

„Ich verließ Pontarlier und begab mich über Basel und den

Rein, Condés Heer aufzusuchen. Als ich bei den Vorposten der Franzosen erschien, verlangte ich, zum befehlhabenden Offizier geführt zu werden. Man brachte mich dahin; es war der Marquis Bellefonds.

„Was gibts, junger Mensch?“ fragte dieser mit barscher Stimme. „Ich sagte ihm ganz unbefangen: ich sey ein Schweizer von guter Familie, habe von meinem Vater aber nichts geerbt, als Muth und Ehrgefühl; ich wünsche als Freiwilliger unter den siegreichen Fahnen des Prinzen von Condé zu dienen, und hoffe, durch mein Betragen sein Wohlwollen zu erwerben.“

„Sey es, daß meine Jugend, oder die Art, wie ich alle die Fragen des Marquis beantwortete, oder mein schwärmerischer Ungestüm, Kriegsmann zu werden, den Marquis rührte; genug, nach einer langen Unterredung behielt er mich bei sich und versprach, mich zu versorgen. Ich empfing Degen und Kriegrock und in der Kriegsschreiberei Anstellung als Freiwilliger.“

„Es gab täglich Gefechte. Ich fehlte dabei nicht. Marquis de Bellefonds gewann mich lieb. Er brauchte mich viel; ich mußte ihm überall folgen. Bald erfolgte die mörderische Schlacht bei Allersheim, in welcher der bayerische Feldherr Mercy selbst untkam. Da konnte ich mich trotz meiner Jugend meinem Gönner einmal zeigen. Als unsere Schaar im Begriffe war, die Flucht zu nehmen und der Kugelhagel mörderisch wüthete, der Fahmenträger sank, sprang ich vom Pferde; „„Teufel! wohin?““ rief Bellefonds. „Zum Sieg, oder Tod!“ schrie ich, ergriff die Fahne und ging vorwärts. Einige beherzte Soldaten, die ihre Fahne nicht verlieren oder sich von einem Jüngling nicht beschämen lassen wollten, folgten mir; diesen gingen Mehrere nach,

endlich eine ganze Compagnie, endlich links und rechts die Uebrigen, und wir drangen durch.“

„Du bist ein braver Junge,“ sagte der Marquis, als wir Feierabend hatten, und umarmte mich vor allen Soldaten. Ohne Zweifel hatte er mit dem Prinzen Condé von mir gesprochen; den folgenden Tag ward ich zum Prinzen berufen. Der Marquis und mehrere Obersten und Generale waren zugegen. Der Marquis stellte mich dem großen Helden vor. „Ach! sieh da!“ rief der Prinz, „ist das der Freiwillige von Bellefonds?“ Er lobte mich und ernannte mich zum Offizier. Man hieß mich seitdem nur den Freiwilligen von Bellefonds bei der Armee. Ich gab mir Mühe, dem Namen, der mich ehrte, Ehre zu bringen.

Nun war meine Bahn gebrochen. Nach dem Frieden in Deutschland diente mein Regiment in Flandern gegen die Spanier unter Turenne's Befehl. Ich errang bald die Ehre, dem Marschall bekannt und von ihm vorgezogen zu werden. So ging ich eine Offiziersstufe nach der andern durch, und jetzt bin ich Oberster; ein Glück, das ich bei meinen Jahren, bei meinen Verhältnissen kaum selbst begreife. Gott aber hat es gegeben; für Ihn, für mein Vaterland will ich streiten, siegen, sterben! Da hast du meine Geschichte.“

„Daß ich den lebhaften Drang fühlte, den Ort meiner Kindheit wieder zu sehen; daß ich deine Aeltern besuchte, um von dir Nachricht zu erhalten, kannst du leicht denken, und wie es nicht anders kommen konnte, als daß mich die Reize deiner lieben Schwester für ewig fesselten, — das mag dir Marie und der Schwur ewiger Liebe und Treue, die ich ihr geleistet, erklären.“ — Sie fielen sich neuerdings in

die Arme, jauchzten vor Freude, sich wiedergefunden zu haben, und priesen ihr Glück.

„Daraus kann man sehen,“ rief Olivier, „daß der Mensch alles erreichen kann, was er Gutes und Nützliches erstrebt, wenn er nur ernstlich will, und die Hände nicht in den Schooß sinken läßt.“

Geduldig, thätig, unermüdet.

Der Meister zog in einer neuen Uhr
 Zum ersten Mal die inn're Feder auf;
 Da knirscht die Feder und mit Klagen nur
 Zwingt sie die Räder zum gemessnen Lauf.
 „Getrost!“ ermahnt ein Werk, das längst im Gange,
 „Mit jeder Stunde mindert sich die Bürde!
 „Beschwerden dauern nirgends allzulange,
 „Sind Thätigkeit und Kraft des Dulders Bierde.“

*

Ein Uhrwerk mag der arme Mensch auch seyn,
 Ihn führt die Klag' ins düstre Leben ein;
 Der große Meister ist der liebe Gott,
 Den Federdruck macht Mißgeschick und Noth.
 Doch muthig fort! das Leben steht nicht still,
 Der Mensch kann Alles, was er redlich will;
 Jedwedem Leid ist sichres End' beschieden,
 Wer Morgens seufzt, ist Abends schon in Frieden!
